

## Vom Sinn der neutestamentlichen Wissenschaft\*

Im vergangenen Sommersemester hatte ich das Vergnügen, an einer Versammlung der Studiendekane dieser Universität vertretungswise teilzunehmen. Da wurde unter anderem die Frage der Aktualität gegenwärtiger gymnasialer Lehrbücher erörtert. Insbesondere im Fach Biologie, so wurde festgestellt, entsprächen diese Lehrbücher dem Stand von vor dreißig Jahren; sie würden der rasanten Entwicklung des Faches in keiner Weise gerecht. Dies sei allerdings in andern naturwissenschaftlichen Fächern ähnlich. An dieser Stelle der Diskussion meldete sich jemand mit der Bemerkung zu Wort, dies sei wohl in allen an dieser Universität repräsentierten Fächern so, wenn man einmal von Latein und Griechisch absähe. Diese These wurde – da latinitistische bzw. gräzistische Kollegen nicht mit am Tisch saßen – mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Latein und Griechisch sind nach der Meinung der Herren Studiendekane dieser Universität also offenbar Fächer, in denen sich seit Menschengedenken nichts mehr tut. Die Lehrbücher sind längst geschrieben – und angesichts der Stagnation in der Forschung gibt es auch keinen Grund, sie zu revidieren oder gar durch neue zu ersetzen.<sup>1</sup> Hätte ich in dieser Situation das Neue Testament ins Spiel gebracht – es bedarf keiner großen Phantasie, die Einschätzung vom Lateinischen und Griechischen zum Neuen Testament hin zu extrapolieren ...

Wo es aber nichts mehr zu erforschen gibt, da steht der Sinn von Wissenschaft in Frage. Hat die neutestamentliche Wissenschaft also *keinen* Sinn mehr? Dieser Frage bin ich in der genannten Sitzung allerdings nicht zum ersten Mal begegnet. |

---

\* Antrittsvorlesung an der Theologischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen am 17. Januar 2003. Dem Kollegen Hans-Friedrich Weiß zugeeignet.

Der Aufsatz erschien erstmals in der Festschrift zum 75. Geburtstag von Hans-Friedrich Weiß (Bekenntnis und Erinnerung. Festschrift zum 75. Geburtstag von Hans-Friedrich Weiß, hg.v. Klaus-Michael Bull und Eckart Reinmuth, Rostocker Theologische Studien 16, Münster 2004, S. 8–23).

Die Gattung »Antrittsvorlesung« sieht eine Diskussion leider nicht vor. Dennoch habe ich von verschiedener Seite Verbesserungsvorschläge erhalten, wofür ich dankbar bin. Daß der eine oder die andere die Vorlesung insgesamt für verfehlt (und also auch nicht verbesserungsfähig) hielt, ist mir nicht entgangen. Damit werden beide Seiten leben müssen (und können) ...

Für eine kritische Lektüre *post festum* danke ich besonders der Kollegin Angelika Reichert (Münster). Die gedruckte Fassung wäre nicht nur weniger angreifbar, sondern auch besser, wenn ich alle ihre Anregungen aufgenommen hätte. Da ich in den vorgetragenen Text jedoch so wenig wie möglich eingreifen wollte, konnte ich nur in einigen hinzugefügten Anmerkungen manche Präzisierungen vornehmen.

<sup>1</sup> Gerade auf gräzistischem Gebiet haben die Lehrbücher staunenswerte Fortschritte gemacht, und dies nicht nur, wenn man die Zeit Wilamowitz-Moellendorffs zum Vergleich heranzieht, sondern auch dann, wenn man nur die letzte Generation ins Auge faßt: Wo hätte es zu der Zeit, als ich Griechisch lernte (1974), ein zeitgemäßes Lehrbuch wie ΕΛΛΑΣ/HELLAS. Lehrgang des Griechischen, Bamberg<sup>3</sup>2000 (1. Aufl. 1996) gegeben? Mein Lehrbuch – damals frisch erschienen – ΛΕΞΙΣ. Einführung in die griechische Sprache, Frankfurt am Main/Berlin/München<sup>2</sup>1973 (1. Aufl. 1972; das Werk liegt heute, 1988 überarbeitet, in zweibändiger Form vor) nimmt sich dagegen recht alt aus. Es kann also keine Rede davon sein, daß die griechischen Lehrbücher fachwissenschaftlich oder fachdidaktisch nicht auf der Höhe der Zeit wären.

Vielmehr ist mir diese Gesprächssituation von Mecklenburg-Vorpommern her sehr vertraut. Überrascht hat mich lediglich, daß sie in Bayern ganz dieselbe ist wie in Mecklenburg-Vorpommern, gehen doch, wie ich im Zuge meiner Berufungsverhandlungen erfuhr, die Uhren in Bayern anders, „und zwar besser“!

Als ich 1996 nach Mecklenburg-Vorpommern kam, wurde der damalige Ministerpräsident dieses schönen Landes mit der Frage zitiert, ob Mecklenburg-Vorpommern denn wirklich *zwei* Neutestamentler brauche, einen in Rostock und einen in Greifswald. Statt uns an den beiden Theologischen Fakultäten dieser Frage zu stellen, ließen wir die Gelegenheit verstreichen, nur um kurze Zeit später mit einem neuen Ministerpräsidenten konfrontiert zu sein, der die Frage nach dem Neuen Testament wohl mit der Gegenfrage beantwortet hätte: „Neutestamentliche Wissenschaft – was ist das?“

Ich beschließe diese persönlichen Reminiszenzen mit meiner Zeit in Aachen von 1994 bis 1996: Als Vertreter der Professur für Biblische Theologie war ich dort Mitglied einer großen Philosophischen Fakultät mit mehr als 70 Professoren. Aus der Philosophie nahm Herr Gatzemeier an den Sitzungen des Professoriums teil. Herr Gatzemeier war in seiner Habilitationsschrift der Frage nachgegangen, „ob und gegebenenfalls wie Theologie als Wissenschaft möglich sein kann und ob ein begründetes Interesse nachweisbar ist, Theologie als öffentlich geförderte Wissenschaft an Universitäten und Hochschulen zu etablieren.“<sup>2</sup> Eine zentrale Aussage Gatzemeiers lautet: „Theologie sollte ehrlicher- und konsequenterweise den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und damit auch die Privilegien einer institutionalisierten Wissenschaft aufgeben . . .“<sup>3</sup>

Sowohl auf der politischen Ebene als auch im Rahmen der Universität wird die Theologie und damit natürlich auch die neutestamentliche Wissenschaft also seit geraumer Zeit in Frage gestellt. Auch innerhalb der Theologie selbst ist die neutestamentliche Wissenschaft alles andere als unumstritten. Generalisierend und gewiß auch etwas karikierend kann man konstatieren: Der Altttestamentler bedarf des Neuen Testaments ohnehin nicht (und wäre gegebenenfalls in der Lage, es selbst zu vertreten, darin dem Patristiker vergleichbar). Die Systematische Theologie emanzipiert sich mehr und mehr vom Neuen Testament, dessen Befund zu erheben aus ihrer Sicht nicht nur zu mühsam, sondern auch zu wenig ergiebig ist. Die Praktische Theologie schließlich macht ihr Neues Testament selber, bieten manche Lehrstühle (so beispielsweise in Greifswald) doch eigene exegetische Lehrveranstaltungen an – offenbar in der Überzeugung, daß die neutestamentlichen allzu defizitär sind . . .

Wozu also stehe ich heute vor Ihnen, um die Tradition dieses Lehrstuhls für neutestamentliche Wissenschaft nach Otto Merk, Peter Stuhlmacher, Ethelbert Stauffer und Theo-|dor Zahn<sup>4</sup>, um nur einige der illustren Vorgänger namentlich zu nennen, in Er-

---

<sup>2</sup> Matthias Gatzemeier: Theologie als Wissenschaft? Band I: Die Sache der Theologie, problemata 20, Stuttgart/Bad Cannstatt 1974; Band II: Wissenschafts- und Institutionenkritik, problemata 21, Stuttgart/Bad Cannstatt 1975; Zitat aus Band I, S. 6.

<sup>3</sup> Gatzemeier, Band II, S. 132.

<sup>4</sup> Eine Würdigung des Neutestamentlers Theodor Zahn steht meines Wissens noch aus (vgl. dazu den Artikel über Zahn aus der Feder von Otto Merk, der in der TRE erscheinen wird [Zusatz 2010: Der Artikel ist mittlerweile erschienen: Otto Merk: Art. Zahn, Theodor von, TRE 36 (2004), S. 478–482]). Theodor Zahn (1838–1933) hatte den Lehrstuhl für Neues Testament in Erlangen, der damals den Namen „Neutestamentliche Exegese und einleitende Wissenschaften“ trug (Uwe Swarat: Alte Kirche und Neues Testament. Theodor Zahn als Patristiker, Wuppertal und Zürich 1991, S. 2), von 1877 („als Nachfolger seines . . . Leh-

langen fortzusetzen? Hat es einen Sinn, neutestamentliche Wissenschaft zu treiben, oder sollten wir lieber gleich einräumen: *nec nostri saeculi est*, um uns trendigeren Wissenschaftszweigen wie der Genderforschung zuzuwenden?

Wer als Professor Wissenschaft an einer Universität betreibt, hat, wie es immer so schön heißt, sein Fach in Lehre und Forschung zu vertreten. Dieser Vorgabe folgend werde ich meine Ausführungen in zwei Abschnitte gliedern, um zunächst über die neutestamentliche Lehre und sodann über die neutestamentliche Forschung einige Bemerkungen zu machen in der Hoffnung, daß sich auf diese Weise der Sinn der neutestamentlichen Wissenschaft erschließen möge. In einem abschließenden dritten Abschnitt will ich Ihnen an einem konkreten Beispiel zu zeigen versuchen, wie die von mir proponierte neutestamentliche Forschung getrieben wird.

## I

Als ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert mein Studium an dieser *alma mater* aufnahm,<sup>5</sup> pflegte einer meiner philosophischen Lehrer – Paul Lorenzen – zu sagen, die Universität sei der Ort, wo man für eine vernünftige Frage einen Zuständigen findet. Nach dieser Definition hat die neutestamentliche Wissenschaft einen Platz an der Universität sicher. Denn viele Fragen, auch viele Fragen anderer Fächer, betreffen das Gebiet des Neutestamentlers, dessen Lehre daher weit über die Grenzen der Theologie hinaus im Rahmen der Universität unentbehrlich ist.

Die modernen Philologien etwa, Germanistik, Anglistik, Romanistik . . . , wie wollen sie ohne Kenntnisse aus dem Neuen Testament leben? Ihre Texte sind in vielfältiger Weise mit biblischen Stoffen verflochten – ohne eine elementare Vertrautheit mit diesen ist ein auch nur anfängliches Verständnis überhaupt nicht möglich. Man braucht da gar nicht an die hehren Autoren vermeintlich besserer Zeiten – ich exemplifiziere am deutschen Sprachraum – von Lessing über Goethe bis Thomas Mann zu denken. Auch eine Kabarett-|nummer unserer Tage – denken Sie etwa an den im vergangenen Jahr verstorbenen Matthias Beltz – kann schlicht nicht funktionieren, wenn die Mehrheit der Hörerinnen und Hörer die neutestamentliche Grundlage nicht kennt, mit der der Kabarettist arbeitet. Die schönste Pointe über die Jungfrauengeburt verpufft, wenn dem Publikum die neutestamentlichen Geschichten nicht bekannt sind. Ich blicke hier durchaus auf eigene Erfahrungen zurück.

Unvergessen bleibt mir der Schüler, der nach dem Fall der Mauer im evangelischen Religionsunterricht einer katholischen Grundschule im tiefsten Münsterland erschien und mit atemloser Spannung der Erzählung der Passionsgeschichte folgte – im Unterschied zu seinen westfälischen Mitschülerinnen und Mitschülern kannte er diese Geschichte

---

ters *Johannes Christian Konrad von Hofmann*“, *Swarat*, S. 6) bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1909 inne (unterbrochen von 1888 bis 1892; in diesen Jahren wirkte Zahn in Leipzig, *Swarat*, ebd.).

Zu Ethelbert Stauffer vgl. den Artikel: Stauffer, Ethelbert von *Klaus-Günther Wesseling* (BBKL 10 [1995], Sp. 1245–1250). Stauffer kam im Wintersemester 1948/49 nach Erlangen und hatte den Lehrstuhl fast 20 Jahre inne; er wurde 1967 emeritiert.

Peter Stuhlmacher wirkte von 1968 bis 1972 in Erlangen. Otto Merk übernahm den Lehrstuhl am 1. April 1974 und hatte ihn bis zu seiner Emeritierung 2002 inne.

<sup>5</sup> Ich immatrikulierte mich am 23. September 1975 für die Fächer Mathematik (Diplom), Theologie und Philosophie.

noch nicht und wußte insbesondere nicht, wie sie ausgeht. Er fand sie daher überaus spannend.

Diese Generation hat mittlerweile die Universität erreicht oder wird sie in Kürze erreichen. Mag die Lage in Bayern auch anders oder meinethalben sogar besser sein als in den neuen Bundesländern, mit der Kenntnis der neutestamentlichen Stoffe steht es keineswegs zum besten. Diese Kenntnis ist nun aber ersichtlich nicht nur für Studierende der Theologie eine unerlässliche Voraussetzung, sondern auch für viele andere Studiengänge. Ich habe als Beispiel schon die modernen Philologien genannt. Ein weiteres Beispiel wäre die Altertumskunde. Nicht nur für Studierende der Gräzistik und der Latinistik sind neutestamentliche Kenntnisse ganz unerlässlich, sondern für Altertumskundler überhaupt, also etwa auch für Studierende der Alten Geschichte, der Archäologie usw.

Wenn ein angesehener Professor für Archäologie (nicht in Erlangen) in seinem Hauptseminar sagt, er glaube sich zu erinnern, daß die hier in Rede stehende Stadt auch in der Apokalypse eine Rolle spiele, und dem hinzufügt, überhaupt seien Paulus, Philippus und die anderen »Bischöfe« in dieser Gegend tätig gewesen, dann – ich gestehe es – fehlen mir die Worte. Soll ich als Vertreter der neutestamentlichen Wissenschaft replizieren, ich glaube mich zu erinnern, daß es in Rom und in Athen archäologische Überreste gebe, und überhaupt seien die Fußballstadien<sup>6</sup> aus jener Zeit in bezug auf die Bauornamentik überaus interessant? In jedem Fall zeigt sich auch hier, wie notwendig neutestamentliche Lehre im Rahmen der Universität ist.

Was ich hier vorschlage, ist in anderen Fächern gang und gäbe. Die Mathematik etwa bietet seit langem Lehre auch für solche Studierende an, die selbst *nicht* Mathematiker werden wollen. Als ich im Wintersemester 1975/76 am Mathematischen Institut dieser Universität meine erste Vorlesung – es war Analysis I bei Wulf-Dieter Geyer – besuchen wollte, stellte ich überrascht fest, daß diese Vorlesung im Auditorium Maximum stattfand, vor Hunderten von Hörerinnen und Hörern. Ich vermute, daß nur eine Minderheit von ihnen Mathematiker geworden ist (ich – Sie sehen es – ja nun auch nicht): Die Lehre zielte weit über den Kreis der Studierenden der Mathematik hinaus.

Warum sollte das, was die Mathematik praktiziert, nicht auch der Theologie möglich sein? Erste Schritte in diese Richtung werden an unserer Fakultät bereits unternommen. So | hat das Neutestamentliche Institut zusammen mit der Christlichen Archäologie in diesem Wintersemester eine Übung angeboten, die nicht nur auf Theologiestudierende zielte, sondern insbesondere auch für KunsthistorikerInnen gedacht war. Durch einen Zufall war es mir möglich, etliche Sitzungen dieser Lehrveranstaltung mitzugestalten. Dabei konnte ich feststellen, daß dies ein sehr vielversprechender Ansatz ist, der unbedingt fortgesetzt und weiter ausgebaut werden sollte. Neutestamentliche Lehrveranstaltungen für Interessierte außerhalb der Theologischen Fakultät sollten zum festen Bestand unseres Angebots werden.<sup>7</sup>

Nun soll bei all dieser Interdisziplinarität allerdings nicht vergessen werden, daß neutestamentliche Lehre auch und vor allem im Rahmen der Theologischen Fakultät selbst vonnöten ist. Daß sie es gerade hier alles andere als leicht hat, habe ich vorhin schon angedeutet. Ich räume freilich jederzeit ein, daß sie es niemandem leicht macht. Wer einen Blick auf die Sekundärliteratur wirft, wird mir ohne weiteres zustimmen. Diese

<sup>6</sup> Vgl. Mischa Meier: Art. *Apopudobalia* (Αποπουδοβαλία), DNP 1 (1996), Sp. 895.

<sup>7</sup> An den von mir veranstalteten Exkursionen nehmen regelmäßig KommilitonInnen anderer Fächer teil (z.B. Geographen, Archäologen und Historiker).

ist nicht nur für die Studierenden, sondern auch für die Lehrenden eine Last, ja, eine Anfechtung.

Wenn ich – wie im Fall des Luzschen Matthäuskomentars<sup>8</sup> – einen Mitarbeiter beschäftigen muß, der den Kommentar zu den Kindheitsgeschichten kollationiert, weil ich selbst nicht die Zeit habe, so viele Seiten zu so wenigen Versen zu lesen, dann ist der Sinn der Gattung Kommentar in Frage gestellt. Wenn ich mehrere hundert Seiten lesen soll – ich denke an Schrages 1. Korintherbrief<sup>9</sup> –, um mich über *ein* Kapitel Paulus zu informieren, dann ist das praktisch kaum durchführbar. Drei dicke Bände allein für johanneische Eschatologie – ich denke an Jörg Frey<sup>10</sup> – wer kann und will sie lesen, zumal wenn mittlerweile schon das nächste Buch zum Thema vorliegt, das zu gegenteiligen Ergebnissen kommt?<sup>11</sup>

Man mag die Zeiten zurücksehnen, in denen es „Berufene“ und „Unberufene“ gab und die „Unberufenen“ von vornherein aus der Debatte ausgeschlossen werden konnten, wenn ein Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff das verlangte: „Mögen nur“, so ließ Wilamowitz einst Freund und Feind wissen, „die Berufenen sorgen, daß die Unberufenen die Finger | davon lassen oder kräftig eins auf die Finger bekommen, daß ihnen das Schwatzen vergeht. Mitreden darf nur, wer Griechisch kann . . .“<sup>12</sup>

Nun darf man – ich greife ein Wort des Bundeskanzlers vom vergangenen Dienstag auf<sup>13</sup> – in diesem Land alles sagen und schreiben, und da die Publikationsmöglichkeiten in unseren Tagen ins Unermeßliche zu wachsen scheinen, wird alles gesagt und geschrieben. Daß darunter auch manches ist, was niemanden interessiert, kann nicht verwundern und ist in keinem Fall ein Spezifikum der neutestamentlichen Sekundärliteratur. Ich verstehé diese Flut an Sekundärliteratur als eine Herausforderung für die Lehre: Stärker als früher muß insbesondere in Seminaren und Übungen der Umgang mit der Sekundärliteratur eingebütt werden.

Nach meiner Wahrnehmung nimmt die neutestamentliche Lehre derzeit nicht den Platz ein, der ihr zukommt. Das Neue Testament als grundlegende Urkunde des christlichen Glaubens müßte der Sache nach im Zentrum eines jeglichen Theologiestudiums stehen. Ganz unabhängig davon, welches die berufliche Perspektive ist: Das Neue Testament wird jede Theologin und jeden Theologen durchs Leben begleiten. Die lebenslange produktive Auseinandersetzung mit dem Neuen Testament ist für alle Theologiestudierenden von grundsätzlicher Bedeutung. Dafür das Fundament zu legen, das ist das Ziel

<sup>8</sup> Ulrich Luz: *Das Evangelium nach Matthäus*, 1. Teilband: Mt 1–7, EKK I/1, Zürich/Einsiedeln/Köln/Neukirchen-Vluyn 1985. Die zweite Auflage ist 2002 erschienen. In der zweiten Auflage handelt es sich um die Seiten 123 bis 199.

<sup>9</sup> Wolfgang Schrage: Der erste Brief an die Korinther, 4. Teilband: 1 Kor 15,1–16,24, EKK VII/4, Zürich/Düsseldorf/Neukirchen-Vluyn 2001, S. 3–421.

<sup>10</sup> Jörg Frey: *Die johanneische Eschatologie*. Band I: Ihre Probleme im Spiegel der Forschung seit Reimarus, WUNT 96, Tübingen 1997 (XX plus 551 Seiten!); Band II: Das johanneische Zeitverständnis, WUNT 110, Tübingen 1998 (XVI plus 369 Seiten!); Band III: Die eschatologische Verkündigung in den johanneischen Texten, WUNT 117, Tübingen 2000 (XVII plus 600 Seiten!). Insgesamt umfaßt das *opus magnum* mithin mehr als eineinhalbtausend Seiten!

<sup>11</sup> Hans-Christian Kammler: Christologie und Eschatologie. Joh 5,17–30 als Schlüsseltext johanneischer Theologie, WUNT 126, Tübingen 2000.

<sup>12</sup> Menander: *Das Schiedsgericht (Epitrepontes)*, erklärt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, o.O. 4<sup>o</sup> 1974 (1. Auflage 1925), im Vorwort, S. VI.

<sup>13</sup> Vgl. den Bericht über die Pressekonferenz des Bundeskanzlers in den Erlanger Nachrichten vom Mittwoch, 15. Januar 2003, S. 3.

neutestamentlicher Lehre an einer Universität. Denn der eigenständige kritische und kreative Umgang mit den neutestamentlichen Texten versteht sich nicht von selbst. Er bedarf der Einübung und Übung. Neutestamentliche Lehre, die mit weniger zufrieden wäre, hätte ihren Zweck verfehlt.

## II

Die letzte Ausschreibung für einen neutestamentlichen Lehrstuhl verlangt – wie üblich – die Vertretung des Faches in Lehre und Forschung „in seiner ganzen Breite“.<sup>14</sup> Das finden die Verfasser des Textes, da bin ich mir relativ sicher, noch nicht einmal lustig. Lustig allerdings könnte man es schon finden, wenn man die notorische Schmalheit des Neuen Testaments in Gedanken daneben stellt. 27 Schriften (so lernte man einst bei Willi Marxsen in Münster) machen das Neue Testament aus, ein schmales Büchlein; als Forschungsgegen-|stand, so könnte man meinen, doch recht überschaubar. Womit beschäftigt sich neutestamentliche Forschung, um die Texte dieser 27 Schriften zu verstehen?

Ausgangspunkt ist selbstverständlich der *griechische* Text des Neuen Testaments; wer den nicht versteht – ich erinnere an das von Wilamowitz-Moellendorff Zitierte – hat in der neutestamentlichen Wissenschaft nun in der Tat überhaupt nichts zu suchen.<sup>15</sup>

Und damit ist ein Problem gestellt, das den Forschungsgegenstand beträchtlich erweitert. Denn schon auf der sprachlichen Ebene ist die Beschränkung auf die 27 Schriften nicht möglich. Die philologischen Probleme nötigen den Forscher vielmehr, weit über den neutestamentlichen Kanon hinaus tätig zu werden. Neben den literarischen Texten aus neutestamentlicher Zeit kommen in dieser Hinsicht zwei Sorten von Quellen in Frage, die Papyri und die Inschriften. Beide bieten ihre je eigenen Probleme; eines aber ist beiden gemeinsam: die unüberschaubare Masse des Stoffes, die je ein eigenes Studium erforderte, wollte man auf einem dieser Gebiete wirklich sachkundig mitreden.

Ich komme zunächst kurz zur ersten der genannten Quellensorten, den Papyri. Ist das Neue Testament – wir sprachen vorhin schon darüber – bekanntermaßen ein recht schmales Büchlein, so ist doch der Stoff, mit dem es die neutestamentliche Wissenschaft zu tun hat, unendlich. Nicht theoretisch unendlich, wie es am Schluß des Johannesevangeliums heißt (21,25: οὐδὲ ἀντὸν οἴμαι τὸν κόσμον χωρῆσαι τὰ γραφόμενα βιβλία … [oud' auton oimai ton kosmon chōresai ta graphomena biblia ...]), aber praktisch für den Einzelnen, der versucht, dieses papyrologischen Stoffes Herr zu werden. Ich rede hier

---

<sup>14</sup> Besonders apart im Fall der Nachfolge von Barbara Aland; hier wird „das Fach Patristik und neutestamentliche Textforschung in seiner ganzen Breite in Forschung und Lehre“ verlangt (vgl. etwa DUZ 12/2002, S. 37; Kursivierung von mir). Das „Fach Exegese und Theologie des Neuen Testaments in Forschung und Lehre in seiner ganzen Breite“ erwartet der Fachbereich Katholische Theologie in Frankfurt am Main (DUZ 5/2002, U2). Der hier in Rede stehende Lehrstuhl war folgendermaßen ausgeschrieben: „Die Bewerberin/der Bewerber soll das ganze Fach Neues Testament in Forschung und Lehre vertreten.“ (DIE ZEIT Nr. 43 vom 19. Oktober 2000.)

<sup>15</sup> Ein studentischer Leser bemängelt: „Damit engen Sie den Kreis der teilzunehmenden Interessierten extrem ein ...“ und fügt hinzu: „Eine Klage über nicht ausreichenden studentischen Zuspruch der neutestamentlichen Lehrveranstaltungen wäre dann allerdings nur noch bedingt nachvollziehbar“ (Gerhard Altenburg per e-mail am 6. Februar 2003; ich danke Herrn Altenburg auch an dieser Stelle für seine Kritik). Daher sei betont: Es geht ausschließlich um neutestamentliche *Forschung*, die m. E. ohne Griechischkenntnisse nicht möglich ist. In den Lehrveranstaltungen sind TeilnehmerInnen ohne Griechisch selbstverständlich jederzeit herzlich willkommen!

wohlgemerkt nicht von der Sekundärliteratur – die eine Plage eigener Art ist –, sondern ausschließlich von den Quellen. Ich lese seit mehr als 30 Jahren mit erheblichem Aufwand Quellen – literarische, epigraphische und papyrologische –, und ich weiß nicht, ob ich von mir sagen kann, daß ich wenigstens einen repräsentativen Querschnitt derselben kenne. Das Bedenkliche ist: Sie vermehren sich von Jahr zu Jahr, so daß die Gefahr besteht, daß in jedem Jahr mehr Quellen neu publiziert werden als gelesen und verarbeitet werden können. Und ein Ende ist keineswegs in Sicht. Man hat vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen, ob Mitte unseres Jahrhunderts immer noch neue Papyri ans Licht kommen würden.<sup>16</sup> Ein Rezensent hat diese Frage mit der Bemerkung quittiert, der Fragesteller „was obviously not thinking about Leipzig. This collection reportedly contains some 5000 papyri“ – von denen bisher weniger als 200 Stück publiziert sind.<sup>17</sup> Länderfinanzminister und Rechnungshöfe mögen sich also keinen falschen Hoffnungen hingeben: Mögen die Zahlen der Studierenden auch nicht stark wachsen, der Stoff mindestens geht uns nicht aus und wird uns auch nicht ausgehen.

Leider bieten die gängigen Hilfsmittel, derer sich die neutestamentliche Forschung bedient, also etwa das Bauersche Wörterbuch oder die neutestamentliche Grammatik, nicht hinlänglich viele und schon gar nicht genügend zuverlässige Informationen aus diesem unüberschaubaren Gebiet. Jeder Forschende ist daher auf eigene Bemühungen angewiesen, was angesichts der riesigen Zahl der Texte eine immense Herausforderung darstellt. Der angekündigte erste Band des neuen Kommentarwerkes, das sich ausschließlich den Papyrus-Texten widmet, ist leider bis zum heutigen Tag noch nicht erschienen.<sup>18</sup>

Das Gesagte gilt *mutatis mutandis* auch für die zweite der genannten Quellensorten, die Inschriften.

Wer der Mentalität der Menschen, die Paulus zum Christentum bekehrte, auf die Spur kommen will, muß Inschriften lesen. Die literarischen Quellen nämlich geben uns nur in den seltensten Fällen Auskunft über die individuelle Befindlichkeit der Menschen im 1. Jahrhundert in der östlichen Hälfte des *Imperium Romanum*. Wer sich mit diesen Menschen genauer befassen will, wer wissen will, wie ihr tägliches Leben aussah, wie sie dachten, was sie glaubten, ob sie eine Hoffnung über den Tod hinaus hatten und wie diese gegebenenfalls im einzelnen aussah, der muß Inschriften lesen. Für den Bereich Ägyptens haben wir in den Papyri originale Zeugnisse in Hülle und Fülle: Private und geschäftliche Briefe, Rechnungen, Quittungen, Listen und vieles mehr. Außerhalb des ägyptischen Bereiches sind diese originalen Zeugnisse – von denen es in Griechenland oder in Italien natürlich genauso viele gab wie in Ägypten – zu Staub zerfallen. Nur unter ganz besonders günstigen Umständen erhält sich ein Papyrus in diesen Gegenden,

<sup>16</sup> Claudio Gallazzi: Trouvera-t-on encore des papyrus en 2042?, in: Adam Bülow-Jacobsen [Hg.]: Proceedings of the 20<sup>th</sup> International Congress of Papyrologists, Copenhagen 23–29 August 1992, Kopenhagen 1994, S. 131–135.

<sup>17</sup> Arthur Verhoogt: Rez. Ruth Duttenhöfer: Griechische Urkunden der Papyrussammlung zu Leipzig (P.Lips. II). Mit einem Beitrag von Reinhold Scholl, APF.B 10, München/Leipzig 2002, BMCR 2002.12.37 (ohne Paginierung). Verhoogt weist darauf hin, daß vor dem Duttenhöferschen Band, der 29 Papyri publiziert, aus den Leipziger Beständen erst 170 Texte herausgegeben worden sind.

<sup>18</sup> Inzwischen ist dieser Band erschienen: Peter Arzt-Grabner: Philemon, Papyrologische Kommentare zum Neuen Testament 1, Göttingen 2003; über 300 Seiten! [Zusatz 2010: Vgl. zu dieser Reihe weiter Peter Arzt-Grabner/Ruth Elisabeth Kritzer/Amphilochos Papathomas/Franz Winter: 1. Korinther, Papyrologische Kommentare zum Neuen Testament 2, Göttingen 2006, sowie Christina M. Kreinecker: 2. Thessaloniker, Papyrologische Kommentare zum Neuen Testament 3, Göttingen 2010.]

so daß Archäologen ihn heute finden und ausgraben können. Außerhalb Ägyptens sind wir also auf die Inschriften angewiesen, wenn wir mit den Menschen im 1. Jahrhundert vertraut werden wollen.

Für die neutestamentliche Forschung ist die Beschäftigung mit der Welt der Inschriften daher von herausragender Bedeutung. Denn die Menschen, die im 1. Jahrhundert Christinnen und Christen wurden, waren zuvor ja zumeist Heiden. Was hat sich für sie geändert, wenn sie sich zum Christentum bekehrten? In welcher Weise wurden ihre Lebensgewohnheiten davon beeinflußt? Welche Teile ihrer Weltanschauung mußten aus christlicher Sicht modifiziert werden? Wie verstanden sie die Briefe des Paulus oder das Evangelium des Johannes?

Schon vor 70 Jahren hat Ernst von Dobschütz die Maxime formuliert: „Der Ausleger [des Neuen Testaments] muß nicht betonen, was *uns* befremdet, sondern er muß sich so in jene Zeit hineinarbeiten, daß er sieht, was *jene* befremdet hat; denn darin liegen die vor-|wärtsreibenden Kräfte.“<sup>19</sup> Dieser Aufgabenstellung kann ich mich anschließen.<sup>20</sup> Darauf kommt es nach meinem Urteil in der neutestamentlichen Wissenschaft in der Tat an. Ich möchte nur eine Modifikation anbringen: Man kann das nicht global und allgemein tun. Es ist nicht angebracht, von dem Glauben „des antiken Menschen“ zu sprechen oder von „dem antiken Weltbild“ usw. Vielmehr gilt es, zu differenzieren. Zunächst chronologisch, dann aber vor allem auch geographisch. Der chronologische Rahmen ist der neutestamentlichen Forschung ohnehin vorgegeben. Man kann allenfalls diskutieren, ob man ihn etwas enger oder lieber weiter faßt. Was die geographische Differenzierung angeht, so wird diese in der Forschung bislang zu wenig beachtet.

Hier setzt die von mir vertretene lokalgeschichtliche Methode an. Sie versucht, die individuellen Menschen in den einzelnen Städten in den Blick zu nehmen. Es ist eben ein Unterschied, ob man in Antiochien lebt oder in Philippi oder in Erlangen. Wir verstehen den Brief des Paulus an die Thessalonicher einfach besser, wenn wir uns mit der Lebenswelt<sup>21</sup> der Menschen dort etwas genauer befaßt haben.<sup>22</sup> Die Kenntnis der Lebenswelt der frühen Christinnen und Christen ermöglicht also ein besseres Verständnis der frühchristlichen Texte, insbesondere natürlich der neutestamentlichen Texte.

Neben den Papyri und den Inschriften ist schließlich noch eine dritte Sorte von Be funden zu nennen, die in der neutestamentlichen Forschung bis zum heutigen Tag nach meinem Urteil unterschätzt wird, ich meine die archäologischen. Selbst die Öffentlichkeit nimmt Notiz, wenn spektakuläre Funde wie das Ossuarium des Kaiphas<sup>23</sup> oder das eines Jakobus, Sohn des Joseph, Bruder des Jesus, in einer Fachzeitschrift publiziert wer-

<sup>19</sup> Ernst von Dobschütz: Der Historiker und das Neue Testament, ZNW 32 (1933), S. 42–52; Zitat S. 44. Die Kursivierung ist von mir.

<sup>20</sup> Mehrere LeserInnen *post festum* kritisieren die fehlende Begründung dieser Aussage. Vielleicht ist es mir vergönnt, diese bei anderer Gelegenheit nachzuliefern ...

<sup>21</sup> Ich benutze den Begriff »Lebenswelt« im harmlosen, d.h. umgangssprachlichen Sinne. Zum philosophischen Begriff vgl. den Artikel Lebenswelt von P. Janssen und E.E. Mühlmann im HWP 5 (1980), Sp. 151–157. (Für den einschlägigen Hinweis danke ich Herrn Dr. Reinhold Hülsewiesche.)

<sup>22</sup> Vgl. Christoph vom Brocke: Thessaloniki – Stadt des Kassander und Gemeinde des Paulus. Eine frühe christliche Gemeinde in ihrer heidnischen Umwelt, WUNT 2/125, Tübingen 2001.

<sup>23</sup> Vgl. dazu die Berichte in Jerusalem Perspective 4 (July/October) 1991, *passim*. Zur Relevanz dieses Fundes vgl. Peter Pilhofer: Die Auferstehung Jesu. Bemerkungen zu einer überflüssigen Debatte, in: Die frühen Christen und ihre Welt. Greifswalder Aufsätze 1996–2001. Mit Beiträgen von Jens Börstinghaus und Eva Ebel, WUNT 145, Tübingen 2002, S. 92–105; hier S. 94.

den. Die neutestamentliche Forschung beschäftigt sich mit solchen Dingen in der Regel nur, wenn es unbedingt sein muß.

Das beginnt schon mit so profanen Dingen wie den Verkehrsverbindungen, insbesondere den Straßen. Noch heute gibt es zahlreiche Atlanten und Karten, die den Verlauf der *Via Egnatia* im östlichen Makedonien falsch abbilden, obgleich die richtige Trasse – gesichert durch archäologische wie epigraphische Befunde – seit geraumer Zeit feststeht.<sup>24</sup> Man darf | dagegen nicht einwenden, letztlich sei es doch egal, ob Paulus das Pangaion-Gebirge im Norden oder im Süden umwandert hat. In der Summe der Details ist es nämlich keineswegs egal. Manche kühne These der Einleitungswissenschaft hält der Überprüfung an den antiken Verkehrsbedingungen einfach nicht stand.

Die angebliche Abfassung des Philipperbriefs in Rom ist dafür ein Beispiel. Und es macht einen erheblichen *theologischen* Unterschied, ob Paulus den Philipperbrief aus Rom oder aus Ephesos schreibt. Schreibt er aus Rom, ist der Philipperbrief also später als der Römerbrief, so ergeben sich deutlich andere Perspektiven für die Entwicklung etwa des eschatologischen Denkens des Paulus. Hier hängt alles mit allem zusammen und d.h. letztlich eben auch die Route der *Via Egnatia* mit der Theologie des Paulus. Die schönste theologische Rekonstruktion kann an den verächtlich so genannten »Realien« scheitern.

### III

Ich wähle ein Beispiel, dessen Relevanz jedem Kundigen sofort einleuchten wird: das Bekenntnis des Thomas in Joh 20,28, „Mein Herr und mein Gott“ (οὐ κύριός μου καὶ οὐ θεός μου [*ho kyrios mou kai ho theos mou*]), den abschließenden Höhepunkt des Johannesevangeliums. Man kann dieses Bekenntnis zunächst im Rahmen der Thomas-Perikope (Joh 20,24–29) untersuchen mit dem Ergebnis, daß der sprichwörtlich »ungläubige« Thomas seine Meinung in diesen wenigen Versen radikal ändert. Man kann dieses Bekenntnis auch im Blick auf das Kapitel 20 interpretieren mit dem Ergebnis, daß die Ostergeschichten hier ihren Höhepunkt erreichen. Das steile christologische Bekenntnis des Thomas bildet einen passenden Abschluß der Ostergeschichten in Kapitel 20. Man kann dieses Bekenntnis schließlich auch in den Zusammenhang des gesamten Johannesevangeliums stellen mit dem Ergebnis, daß es zusammen mit dem Prolog die christologische und theologische Klammer bildet: Was gleich zu Anfang des Prologs in Joh 1,1 herausgestellt wird (καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος [*kai theos en ho logos*]), wird hier zum Schluß des Evangeliums im Bekenntnis des Thomas noch einmal unterstrichen: In Christus begegnet Gott. Vorstufen bietet das Neue Testament in Hülle und Fülle, echte Parallelen aber sind innerhalb wie außerhalb des Johannesevangeliums sehr rar. Daher muß man darüber hinaus nach Belegen für die Verbindung »Herr und Gott« außerhalb des Neuen Testaments fragen.

Wer diese Verbindung »Herr« und »Gott« genauer untersucht, wird unweigerlich auf eine lateinische Parallele stoßen. „Domitian selbst läßt sich »unseren Herrn und Gott« [*dominus et deus noster*] nennen“, stellt Adolf Deissmann zutreffend fest.<sup>25</sup> | Und diese

<sup>24</sup> Vgl. meine Karte 9: Der Weg von Philippi nach Thessaloniki in: *Philippi I: Die erste christliche Gemeinde Europas*, WUNT 87, Tübingen 1995, S. 202 und die Diskussion S. 199–203. Zu den falschen Karten vgl. die Nachweise a.a.O., S. 157, Anm. 11.

<sup>25</sup> Adolf Deissmann: *Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt*, Tübingen 1923, S. 310. Er bezieht sich in diesem Zusammenhang auf das „Bekennt-

»Parallele« wird dann auch in den Kommentaren zum Johannesevangelium getreu tradiert, freilich meist nur in einer Anmerkung.<sup>26</sup> Die Parallelie als solche nützt offenbar ganz und gar nichts. Selten ist sie in der Lage, dem Anmerkungskeller zu entkommen, um im Haupttext eines Kommentars zu reüssieren. Nun gibt es zum Glück auch Ausnahmen in der Kommentarliteratur. So haben beispielsweise – Ehre, wem Ehre gebührt – J.N. Sanders und B.A. Mastin in ihrem Kommentar zum Johannesevangelium den Beleg aus Sueton nicht nur in eine Anmerkung verbannt,<sup>27</sup> sondern im Text ihres Buches energische Schlüsse aus dieser »Parallelie« gezogen: „Domitian … affected the title »Our Master and our God« (*Dominus et Deus noster*), and a reference to this may be intended …“<sup>28</sup>

Die lokalgeschichtliche Auslegung des Neuen Testaments freilich fragt weniger nach den Intentionen des Autors – methodisch in jedem Fall eine recht zweifelhafte und insgesamt prekäre Angelegenheit. Keiner der frühchristlichen Autoren hatte einen Eckermann – übrigens auch Paulus nicht; Lukas ist dieser Rolle in keinem Falle gewachsen –, der die Nachwelt mit nachträglichen Informationen über die Absichten der Autoren hätte ins Bild setzen können. Ob der Verfasser des Johannesevangeliums in 20,28 einen Bezug zum Kaiserkult hat herstellen wollen, wird immer eine unlösbare Frage bleiben. Lösbar – und nach meiner Auffassung auch interessanter – ist die andere Frage, ob die Leserinnen und Leser des Johannesevangeliums in Ephesos einen Bezug zu Domitian hergestellt haben. Und an dieser Stelle kommt nun die von mir vertretene lokalgeschichtliche Methode ins Spiel. Wer, wie Rudolf Schnackenburg in seinem monumentalen Kommentar, die johanneische Gemeinde in Ephesos situiert, kann unsere »Parallelie« nach meiner Auffassung vernünftigerweise nicht mit einem einzigen Satz abtun.<sup>29</sup>

Schnackenburg stellt kurz und bündig fest: „Eine Spur gegen den Kaiserkult, wo die gleiche Prädikation »Herr und Gott« auftaucht, ist kaum anzunehmen.“<sup>30</sup> Selbst wenn man auf der rein literarischen Ebene argumentiert, wird man darüber noch einmal nachdenken müssen. Denn es ist ja keineswegs so, daß diese Anrede »Herr und Gott« für alle

---

nis des Thomas“, einen „der Höhepunkte (und ursprünglich auch der Ziel- und Schlußpunkt) des Johannesevangeliums“ (S. 309), und verweist (S. 310, Anm. 1) auf die Quelle Sueton: Domitian 13 – aber das ist dann schon alles!

Ethelbert Stauffer hat die Verehrung des Domitian in Ephesos in seiner Skizze „Domitian und Johannes“ (in: *ders.*: Christus und die Caesaren. Historische Skizzen, Hamburg 1952, 4. Aufl. ohne Jahr, S. 159–209) sehr farbig beschrieben. Die reichlich zitierten Belege aus den römischen Dichtern muß der Leser freilich selbst verifizieren; Stellen werden *passim* nicht angegeben. Unser Sueton-Beleg wird S. 173 diskutiert (Sueton: Domitian 13,2), allerdings (wie auch das übrige Material) nur im Blick auf die Apokalypse ausgewertet.

<sup>26</sup> So etwa in dem Kommentar von Rudolf Bultmann (Das Evangelium des Johannes, KEK II, 10. Aufl. 1941 [viele Nachdrucke!], S. 538, Anm. 8).

<sup>27</sup> J.N. Sanders: A Commentary on the Gospel of St. John, edited and completed by B.A. Mastin, BNTC o. Nr., London 1968, S. 438, Anm. 1.

<sup>28</sup> A.a.O., S. 438.

<sup>29</sup> Schnackenburg zufolge wurde das Johannesevangelium in „Kleinasiens (Ephesus) … fixiert und redigiert“ (Rudolf Schnackenburg: Das Johannesevangelium. I. Teil: Einleitung und Kommentar zu Kap. 1–4, HThK IV 1, Freiburg/Basel/Wien 1965, S. 134). Vgl. auch *ders.*: Ephesos: Entwicklung einer Gemeinde von Paulus zu Johannes, BZ 35 (1991), S. 41–64.

Zur Fragestellung vgl. besonders *Sjef van Tilborg*: Reading John in Ephesus, NT.S 83, Leiden/New York/Köln 1996 (zu Domitian v.a. die Seiten 45 bis 47, wo aber zu Joh 20,28 kein Zusammenhang hergestellt wird; zur Stelle vgl. jedoch Tilborg, S. 55f.).

<sup>30</sup> Rudolf Schnackenburg: Das Johannesevangelium. III. Teil: Kommentar zu Kap. 13–21, HThK IV 3, Freiburg/Basel/Wien 1975, S. 397.